

(Nachdruck verboten.)

Die Fausare.

Roman von Friß Mauthner.

An den Stufen des Vorbaus empfahl sich Pintus bescheiden; Gaffner und der Verleger kamen ihnen entgegen und der letztere rief sofort:

„Was ist denn das, Richard? Du suchst jede Gelegenheit, mir zu entkommen. Die junge Freundschaft mit Herrn Doktor Bode scheint mir ja gefährlich zu werden.“

Aus der Stimme Mettmanns sprach wirkliche Zärtlichkeit für seinen Sohn; und Richard beeilte sich, seinem Vater gute Worte zu geben. Doch mißtrauisch ließ der Vater die Augen von einem zum andern schweifen.

„Nicht wahr, Du hast Herrn Doktor Bode heute abend bei Deinen adeligen Bekannten wieder angetroffen? Ich wußte nicht, daß Du diese Leute wieder aufgesucht hast.“

Richard war empört über den Vater und über den Schwäger von Gaffner. Was hatte dieser über seinen Verkehr mit Johanna zu erzählen? Welche Beobachtungen und Vermutungen mochte er dem Vater mitgeteilt haben? Und mit welchem Rechte sprach dieser so wegwerfend von „diesen Leuten“?

„Du kennst diese Familie von Havenow gar nicht,“ sagte er einlenkend.

Es ist alles ein und dieselbe Wirtschaft. Der Besitzer dieses Grundstücks hier war auch ein Havenow, ein von Havenow, wenn Du so förmlich bist.“

„Ist es nicht indiskret, Papa...“

„Ach was, wir sind ja hier unter uns!“

„Das finde ich eben nicht, Papa.“

„Na, wenn Dir schon bei diesen gleichgültigen Dingen unsre Freunde unbequem sind, so werden wir uns für das, was ich Dich fragen will, ein wenig zurückziehen müssen.“

Und er führte seinen Sohn zu einem Nebentischchen, das in einer Nische des Vorbaus gegen das Behen der Nachtluft geschützt war. Und er ließ vom Kellner den besten herben Champagner bringen, nötigte Richard zum Trinken und reichte ihm eine Zigarre aus der kleinen Tasche, aus der er sonst nur selbst zu rauchen pflegte. Dann erst, als Vater und Sohn einander wie gute Freunde gegenüber saßen, begann der Alte mit seiner mildesten Stimme, während seine schwere rechte Hand auf dem Knie des Sohnes lag, als ob er den Fliehenden zurückhalten wollte:

„Richard, ich hätte es mir vorher denken sollen, Du bist als ein Mann aus England zurückgekommen. Ich habe Dich zu lange wie einen Knaben behandelt. Es ist das erstemal, daß wir miteinander rauchen und Sekt trinken.“

Richard verstand die Absicht des Vaters und sagte lächelnd:

„Wenn Du die Flasche und die Zigarre symbolisch nehmen willst und von nun an mit mir wie ein Freund zum Freunde sprichst, so will ich Dir dankbar dafür sein.“

Der Verleger preßte liebevoll Richards Knie und rief mit Stolz:

„Du sprichst besser als ich, sogar Deine Stimme klingt gebildeter als meine. Das soll so bleiben. Ich will stolz darauf sein, wenn mein Sohn mehr geachtet wird als ich. Aber eines habe ich doch vor Dir voraus: Geschäftserfahrungen oder, was das selbe sagt: Menschenkenntnis. Ich sehe Dir nun seit vierzehn Tagen zu. Ich wollte erst morgen mit Dir darüber sprechen, am Sonntag. Doch der Gaffner hat sich über Dich beklagt, da wollen wir gleich ins Reine kommen. Hierbleiben muß ich ja doch und spreche lieber mit Dir als mit dem ganzen übrigen Pack.“

Richard hatte den Kopf zurückgeworfen.

„Ich wüßte nicht,“ sagte er, „welche Rücksichten ich auf Herrn Gaffner zu nehmen hätte.“

Gottlieb Mettmann zog die Augenbrauen leise zusammen und legte die rechte Hand zur Faust geballt auf den Tisch. Nach einer kurzen Weile sagte er:

„Ich hatte so meinen Plan mit ihm. Du bist nicht umsonst drei Jahre in England gewesen. Du hast das große politische Geschäft kennen gelernt. Du mußt ins Parlament. Von meinen Bekannten ist Gaffner der einzige, der Dich dabei unterstützen kann.“

Richard lachte hell auf.

„Verzeihung, Vater, aber diesen Plan hättest Du mir früher mitteilen müssen. Ich denke nicht im Traume ans Parlament. In London bin ich nicht ein einziges Mal im Hause der Gemeinen gewesen und habe niemals auch nur einen Bericht gelesen. Mich würde die Politik entsetzlich langweilen.“

Der Vater pochte mit den Knöcheln der Faust dreimal langsam auf den Tisch.

„Ich bin nicht eigensinnig, Richard. Ich gebe meine Absicht sofort auf, sobald ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Es thut mir sehr leid, daß Du nicht ins Parlament willst, sehr leid, aber der Gaffner verdient auch sonst Deine Rücksicht. Wir ziehen geschäftlich an einem Karren. Wenn er Geld verdient, so muß er's mit mir teilen. Und vielfach arbeite ich ohnehin schon mit seinem Vermögen. Heute nachmittag, kurz bevor Du ihn dort bei den Damen triffst, haben wir mit den meisten dieser Herren hier eine große Sache gegründet. Wir haben die „Fausare“, die bisher nur eine Zeitung war, zu einem Geschäft erweitert, das mich zum Millionär machen muß.“

„Was ist es?“

„Für mich ein Mittel, meiner Zeitung Inserate zu schaffen; für die Herren eine Kapitalanlage, für Gaffner die Aussicht, sein Kraftbier in allen deutschen Zeitungen gelobt zu sehen. Die neue „Fausare“ ist eine großartige Inseratengeneratur auf Aktien. Ohne Gaffners Hilfe hätte ich das nie zu stande gebracht. Und eine Stunde darauf trittst Du ihm auf einem Gebiet in den Weg, wo selbst der nicht Spaß versteht.“

Eine rote Flamme schlug Richard ins Gesicht.

„Auch ich nicht, Papa!“ rief er.

Der Alte faßte beruhigend mit seiner vor Erregung zitternden Hand nach der des Sohnes.

„Ich bin nicht eigensinnig, Richard,“ sprach er leise.

„Doch wenn ich etwas für Dein Bestes erkannt habe und bestimmt weiß, daß ich mich nicht irre, dann dulde ich keinen Widerspruch.“

„Und Du wolltest wie mit einem Mann, wie mit einem Freund mit mir sprechen! Papa, werde ruhig! Ein heftiges Wort über gewisse Dinge könnte viel zwischen uns verderben, bevor wir noch so mit einander stehen, wie wir doch beide wollen.“

Der Vater nickte Richard zweimal zu, aber seine kalten Augen blieben ungerührt.

„Wann hast Du Frau Kommerzienrat Pieterßen nicht wieder aufgesucht? Ich hatte Dir dringend dazu geraten.“

„Sie gefällt mir nicht. Nein, das wäre eine Ausrede. Ich fürchte mich vor ihr.“

„Sie ist eine der schönsten Frauen Berlins.“

„Ich dachte nicht an ihre Schönheit.“

„Du kannst durch diese Frau Dein Glück machen. Sie ist entzückt von Dir, und so gut wie Wittve.“

„Papa, mein Glück? Du meinst mein Vermögen? Und durch eine solche schöne Frau? Papa, Du hast mich daran gewöhnt, daß ich mich als den Sohn eines wohlhabenden Mannes betrachte, Du hast mich verzogen, bist allen meinen Wünschen zuvorgekommen, und nun soll ich auf einmal tiefer sinken, als — nein laß mich so häßliche Dinge nicht aussprechen, nicht denken. Du hast mich so viel lernen lassen, daß ich mein Brot ehrlich verdienen kann.“

„Dein Brot, Richard! Aber Du sollst reich sein! Ich arbeite ja nur für Dich. Ich hoffe für Dich als ein reicher Mann zu sterben, aber ich spiele va banque, Dir kann ich es sagen, was sonst niemand weiß. Meine Zeitung ist immer noch ein verzweifelteres Geschäft. Wenn die Inserate binnen Jahr und Tag sich nicht verdoppeln, so bricht es zusammen. Nein, Du brauchst nicht zu erschrecken, ich zweifle nicht am Erfolg. Aber Du sollst auf eignen Füßen stehen.“

„Das sind zwei völlig getrennte Dinge. Meine Zukunft und die Art Deines Geschäfts sollen nichts mit einander zu thun haben. Ich will wirklich auf eignen Füßen stehen!“

„Richard, als ich Dir vor wenigen Tagen Dein kleines mütterliches Erbteil sicher stellte und Dir die Anweisung auf den Bankier gab, da hieltest Du das für eine leere Form. Es war Angst um Dich. Wenn die neue „Fausare“ nicht zu

stande gekommen wäre, und jetzt noch, wenn es nicht glückt, ist die kleine Summe das einzige, womit Du ins Leben trittst. Ich kann von heute auf morgen ein bankrotter Mann sein. Dein Erbteil würde dann nicht genügen, den Gläubigern auch nur ein Prozent zu bezahlen.“

Und Meitmann trank den Geldleuten, die am Ehrentisch saßen, lustig zu.

Richard stürzte ein Glas Wein hinunter.

„Ich bin Dir zu vielem verpflichtet, Papa, vor allem aber zur Offenheit. Und diese Pflicht will ich erfüllen und wenn keine andre sonst. Seitdem ich wieder bei Dir bin, seitdem Du mich einen Blick in Dein geschäftliches Treiben hast werfen lassen, sehne ich mich nach Selbständigkeit. Die Mitteilung, daß Dein Unternehmen gefährdet ist, könnte mich dem Walle nur nähern. Aber das Gemisch von hohem und niederem, welches Dein Zeitungswesen bildet, stößt mich ab. Ich will meinen eignen Weg gehen und ich danke Dir dafür, daß es Dein Wunsch ist.“

Der Vater hörte scheinbar ruhig zu.

„Und was willst Du eigentlich machen?“

Richard rückte erregt näher.

„Ich habe bei Behrendt u. Co. eine schöne Stellung. Aber da ist noch etwas. Ich habe den Lebensplan verfolgt, den Du mir vorgezeichnet hast. Mit Neigung und mit genügendem Fleiß habe ich Maschinenbau studiert und werde in meinem Fach meinen Mann stellen. Aber noch möchte ich nicht auf alles andre verzichten. Papa, ich habe mein Geheimnis heute schon einem Menschen anvertraut, du sollst wenigstens der zweite sein. Bevor ich mich bescheide, mein junges Leben einer praktischen Thätigkeit zu widmen und bis an mein Ende in einem beschränkten Wirken mein Genügen zu finden, möchte ich nur ein einziges Mal öffentlich die Frage stellen, ob ich ein Künstler bin, ob ich zu einem freien Berufe ebensoviel Begabung wie Lust habe.“

Der Vater hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt erhob er sich schwerfällig von seinem Stuhle, und — die Hände auf den Tisch gestemmt — fragte er leise: „Du willst von Deiner Feder leben, wie meine Leute da unten?“

Auch Richard erhob sich, und mit gesenktem Kopf sprach er zögernd:

„Dafür fehlt mir wohl alles. Du weißt, ich habe es in der Musik weiter gebracht, als der Durchschnitt. Ich hatte immer große Freude am Phantasieren.“

„Ja, ja, das hast Du von Deiner Mutter, den Sinn fürs Höhere. Sie wollte aus Dir einen Gelehrten machen.“

„Ich glaube, in der Musik sollte mir etwas gelingen.“

„Musikant also?“

„Komponist. Ich spreche nicht von bloßen Vorsätzen, ich habe eine ganze Oper von England fertig mitgebracht.“

Der Verleger machte einen großen Schritt um das Tischchen herum und sagte seinen Sohn freudestrahlend bei den Schultern.

„Eine Oper?“ rief er glücklich lachend. „Eine Oper, die einen Winter lang hundertmal aufgeführt werden kann? Wo unser Name jedesmal auf dem Zettel steht? Eine wirkliche Oper, die Dich mit einem Schläge reich machen kann? Eine Oper mit Chören und Orchester und mit einer großen Arie für die Primadonna? Aber, Junge, wie hast Du das fertig gebracht?“

„Ich hatte nicht viele Briefe nach dem Kontinent zu schreiben, und Träumen nachzuhängen ist keine ernste Beschäftigung. Meine Oper ist fertig, nur noch nicht vollständig orchestriert.“

„Was heißt das, das verstehe ich nicht, und wie heißt die Oper?“

„In zwei bis drei Monaten kann „Fata Morgana“ bis auf die letzte Note vollendet sein. Ein armer Oestreicher, der in England deutschen Unterricht erteilt, hat mir den Text geschrieben. Ich möchte wohl den Versuch wagen, „Fata Morgana“ drucken zu lassen.“ (Fortsetzung folgt.)

Aus der Operettenzeit.

Es ist immerhin ein Trost, daß wir aber- und abermals an das Weiterleben der Operette gemahnt werden. Neue Kompositionen aus dieser Kunstgattung erscheinen allerdings nicht; und Ankündigungen und Anpreisungen von Fortschritten, wenigstens in der Pflege der Operette, tauchen zwar immer wieder auf, haben uns jedoch längst skeptisch gemacht. Von einer eignen „Berliner Operette“, vertreten durch Paul Linde, war bereits lebhaft die Rede; der Rest ist Schweigen oder Variétés. Dann wurde erzählt von der „spanischen Operette“,

der „Zarzuela“, die seit zwei bis drei Jahrhunderten als ein Spiegelbild des spanischen Volkslebens — reich an nationaler Melodie und Rhythmus in Madrid heimisch, im übrigen Ausland bekannt, in Deutschland noch unbekannt sei und nur auch hier vorgeführt werden sollte. Es kam nichts. Jetzt heißt es, unser altes Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater werde umgebaut und werde im Herbst als eine „Operetten- und Possenbühne großen Stils“ wiedererstehen. Das „und“ zwischen der Operette und der Posse mögen andre verzeihen; uns läßt es tief blicken.

Inzwischen pflegt die im Theater des Westens spielende Abteilung des Ensembles vom Central-Theater wenigstens die ältere Tradition weiter. Als Verlängerung eines hier ewigen Intermezzos läßt man sich eine Neu-Aufführung des „Obersteiger“ von Zeller und des „Boccaccio“ von Suppé ganz wohl gefallen. Suppés Blütezeit fiel in die 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, sein Anfang und künstlerischer Ursprung liegt den Ausläufern der italienischen und französischen Spieloper nahe; Liedmusik, Bühnengrazie und Lächerlichkeit sind ebenso sein Element, wie das Element der späteren Partie der Wiener Operette Tanzmusik, Kompositionsgrazie und noch mehr Lächerlichkeit sind. Hier ist seit den 70er Jahren Johann Strauß der Anführer, und andre sind die Angeführten — Karl Zeller nicht der letzte. Alle diese sind für nachsichtige Ansprüche eine Erquickung gegen die englische und neuerdings auch gegen die ungrische Operetten-Jubasion; und für ebensolche Ansprüche sind die Darbietungen in jenem Theater befriedigend genug. Weideman trat ein Trio von Sängern bemerkenswert hervor: Luise Albes, Therese Delma und Henry Widner. Jene (als Elfriede im „Obersteiger“ und als Peronella im „Boccaccio“) eine im besten Sinn lombische Alte, deren volle und gutgebildete Stimme auch im Dialog beachtenswert ist; die zweitgenannte (dort als Komtesse, hier als Isabella) eine tüchtig-züchtige Repräsentations-, Bes- und Sopranfrau; die letztgenannte (Nelly, Fiametta) ein richtige Soubrette, deren geanglicte Vorzüge und Mängel wir bereits neulich angedeutet haben. Es verlohnt sich, diese Sängerin noch aufmerksam zu machen, daß sie im Singen auch nicht gut genug, zumal nicht weich genug ansetzt und mit zu viel und zu häufigem Atemholen arbeitet; von ihren Partnerinnen könnte sie beides lernen. Im „Boccaccio“ war die Hauptperson des Abends Frau Selma Schoder vom kaiserlichen Theater in Petersburg. Es handelt sich um eine routinierte, wahrscheinlich an den Operngesang gewöhnte Sängerin und Spielerin, mit voller kräftiger Stimme, deren gute Schulung und Übung doch auch ein wenig durch nicht vollkommen glatte Ansätze und durch einen Mangel an ganz festem „Sitzen“ der Töne gestört wird. Wenn wir unter den Sängern Richard Lenz und etwa Max Heller sowie den derb-wirkamen Komiker Rudolf Ander nennen, so reicht es wohl. Ueber die Gesamtbehandlung der Werke wäre freilich viel und vieles zu sagen; doch was läßt sich da hoffen?

Wie hier, so würde auch sonst stillresignierte Ruhe die erste Kunstreferenten-Pflicht sein, falls wirklich alles Hoffen in den Strom des Kunstgeschäfts und der Geschäftskunst verentet werden müßte. In einsamer Stube kann der Musikreferent Berichte über Volkskonzerte in London, im Kopenhagener „Volkshaus“ und anderswo sammeln und wehmütig wieder lesen, wenn er vom „Kroll“ zurückkehrt. Wie leicht hätte es doch die Zeitung unrer königlichen Oper, diese ihre Filiale zu einem Versuch wirklicher Volkskonzerte in vornehmem und doch populär-pädagogischem Sinne zu bewegen! Theaterhaus und Garten lassen ja an angemessener Größe und Bequemlichkeit nichts zu wünschen. Einstweilen blieb uns nichts übrig, als uns zwischen einem Publikum des Amusements zu drängen, da wir den Amerikaner Sousa und seine Orchestertruppe, die von der Pariser Weltausstellung zurückgeleitet waren, noch einmal hören wollten, während, daß wir auf einen Nachtrag zu unsrem neulichen Bericht über diesen Amerikanismus nicht gut verzichten könnten. Und allerdings soll man sich die Lebrnen aus solchen Eindrücken recht oft vorführen. In manchen Gärten schon ist Richard Wagner hineingesprudelt worden; doch so cynisch ausgepeitscht, so überflutet von Trampelmärschen, Piccolo-Solos und Operettensetzen wie diesmal wird ihn nicht bald jemand gehört haben. Ist das nur amerikanisch? Ist es wesentlich anders, wenn wir gesellschaftlich höchstehenden Konzerte ein „beliebtes“ Stück aus einem Waqnerischen Drama herausreihen und zwischen einem Violin- oder Klavierkonzert und einer Programmmusik dem Publikum vorführen, das künstlerisch viel eingebildeter ist, als das von Sommersonntags Gnaden?

Jedem Winter schlägt manche Hoffnung entgegen, daß jetzt, jetzt endlich ein Umsturz kommen werde. Aber wahrscheinlich werden ihn erst andre Mächte bringen als der Kunstfreunde fromme Wünsche und bittere Konzertsut-Fische, und als Projekte wie das vor einiger Zeit aufgetauchte von einem „Sängerhaus, das ein Mittelpunkt für alle Sangeskunst-Bestrebungen Berlins“ werden soll, und von dem nun auch wieder nichts mehr zu hören ist. Vielleicht bleibt nichts übrig, als immer tiefer und tiefer hinein zu rennen in das Musikgeschäft, auf daß doch endlich genug Augen geöffnet werden. sz.

Kleines Heuilleton.

— Ueber Verbielfältigung von Zeichnungen und Schriftstücken bringt die „Technische Rundschau“ einen Aufsatz, dem wir folgendes entnehmen: Zur Ausübung des Lichtpausprozesses ge-

braucht man einen Kopierrahmen. Derselbe besteht aus einem festen Holzrahmen, in welchem sich eine herausnehmbare dicke Spiegelglas-scheibe befindet. Ferner liegt auf der Rückseite ein mit Filz überklebtes mehrteiliges Brett, in sich durch Charniere verbunden, welches mittels Holzleisten und Spannfeder fest gegen die Glasscheibe gedrückt werden kann. Zwischen Klappbrett und Scheibe wird beim Kopieren das Original und das präparierte Papier so eingelegt, daß das Original der Scheibe zunächst liegt und nur das Ganze dem Sonnen- oder zerstreuten Tageslicht ausgesetzt ist. Das Licht scheint durch die hellen Stellen des Originals und wirkt chemisch auf die darunter befindliche Schicht des Kopier-papiers, dieselbe derart verändernd, daß eine genaue Kopie resultiert. Bei den meisten Lichtpauuspapieren würde man nach Belichtung unter dem Original nicht dunkle Linien auf hellem Grunde, sondern umgekehrt, helle Linien auf dunklem Grunde erzielen. Da dies nicht angenehm ist, so fertigt man sich ein Negativ als Original an, indem die Zeichnung oder Schrift mit auto- resp. lithographischer Tusche auf gutem dünnen Postpapier ge- fertigt und dann über das Ganze mit breitem weichen Pinsel flüssige schwarze Tusche gestrichen wird, natürlich nur auf einer Seite. Wenn dieser Ausstrich vollständig trocken ist, giebt man Petroleum oder Terpentin auf das Ganze und wischt mit einem alten Lappen darüber. In überraschender Weise treten plötzlich die Linien des Originals hell aus dem dunklen Grunde hervor und ein tadelloses Negativ ist fertig. Vorausgesetzt ist, daß gute saftige Striche gezeichnet resp. geschrieben waren, weil sonst dieselben rissig unterbrochen erscheinen. Das Papier muß bei allen diesen Manipulationen mit Gießzwecken auf ein Weichbrett oder dergleichen gespannt sein. Mit diesen klaren Negativ, welches eventuell noch mit Del oder einer Mischung von 32 Teilen Alkohol und 1 Teil Nicotinsöl durchsichtiger gemacht werden kann, werden die Kopien schön dunkel auf hellem Grunde erscheinen. Außer dem Kopierrahmen gebraucht man noch eine flache Schale von lackiertem Blech oder Papiermache, auch Celluloid; doch kann man auch eine ganz flache Holzleiste verwenden, welche gut ausgefittet ist und auf allen Seiten dick mit Kaspalt oder Sacklact ausgegossen wurde. Ebenso ist eine Platte von Hartgummi oder lackiertem Holz empfehlenswert.

— **Japanisches Porzellan.** Die Wochenchrift „Mutter Erde“ schreibt: Seit uralten Zeiten find die Japaner bemüht gewesen, ihrem Kunstsinne in besonderer Pflege der Keramik, der Formung, Brennung und Bemalung von Vasen Ausdruck zu geben. Nach und nach hat sich aber hierbei ein derartiger spekulativer Geist bemerkbar gemacht, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, die alte gute Ware als echte von der Fülle der neuen Nachahmungen kennen zu lernen und zu unterscheiden. Insbesondere kommen sechs Provinzen Japans in Betracht, welche noch von der Invasion der Massenprodukte frei sind und nach altem Stil weiter fabrizieren. Vor allem ist es die Provinz Hizen, welche die berühmten „Satsuma und Imari“, jene meist pompösen, in tausend Farben schillernden, luft- vollen großen Vasen fabriziert. Ihr Ruhm datiert seit dem 16. Jahrhundert. Die Porzellanerde erhält einige uns unbekannte Mischungen, welche ihr nach mehrfach wiederholten Prozeduren der Reinigung und Trocknung eine große Homogenität verleihen. Einen bestimmteren Glanz erhält sie durch ein Pulver, das aus einer Art Vinstein, Kasada genannt, mit Asche aus hartem Holz vermischt, gewonnen wird. Bewundernswert sind die wie mit bunten Glasarten aufgelegten Dekorationen und die scheinbar echt geformten Gold- und Silberstücke. Dabei sind die Farben so haltbar wie der Stein selbst, denn vor dem Kochen waren sie bereits der Masse beigelegt. Die „Imari“ waren von einem Koraner um 1590 eingeführt und dann von einem Japaner aus Imari zur Blüte gebracht. Er benutzte namentlich Oxide von Eisen, Blei, Kobalt und Schwefel zur Farb- färbung. Diejenigen Produkte, welche meist schablonenmäßig, immer- hin doch sehr kunstvoll, mit Rot und Gold ausgestattet sind, stammen aus „Katani“, einer Stadt, deren Erde sich hervorragend zum Brennen eignet. Die „Anata“ haben eine Zusammensetzung aus 9 Teilen Silicium und 1 Teil Aluminium mit geringem Zusatz von Eisenoxyd; sie sind zumeist mit Kupferoxyd und Goldchlorid decoriert. Unter den Specialitäten von Kioto verdienen die „Naku“-Porzellane Erwähnung, da sie das Monopol einer Töpferfamilie bilden, die seit 11 Generationen ihr Kunsthandwerk betreibt; einer ihrer Chefs erhielt einst von einem japanischen Kaiser einen goldenen Orden mit der Aufschrift „Naku“, d. h. „Freude“. Seitdem führen alle aus dieser Fabrik stammenden Vasen als Fabrikmarke die vier Buchstaben r a k u. Zumeist be- stehen die Produkte aus sehr feinen, sich weich anfühlenden The- rassen aus einer Porzellanorte, welche eine schlechte Wärmeleiterin ist. Ihre Paste wird aus einer irden Art, japanisch „Natsuchi“, welche Eisen- und Kohlenoxyd enthält und mit weißer Erde ver- mischt wird, geknetet. Aus der Provinz Kaga stammen die „Autani“, die sich durch rote und grüne Färbungen auszeichnen. Aus Mino und Owari sind die Porzellanarten mit blauer Färbung auf weißem Grunde. Mit dem 8. Jahrhundert blühte die Keramik in der Provinz Seto, wo sie heute noch am mächtigsten ist; in Japan kennt man die Produkte mit der einfachen Bezeichnung Seto ware, d. h. Sachen aus Seto.

Litterarisches.

Das sind nun die Kinder von Jeanne Marni. München bei Albert Langen. Eine ganz gewöhnliche Spekulation auf die schlechtesten Instinkte des Publikums. Es ist schwer zu sagen, was den angesehenen Verlag des „Simplicissimus“ veranlaßt hat, dieses Buch in Deutschland einzuführen. Der litterarische Wert kann

es unmöglich gewesen sein. Die Skizzen, die hier gesammelt sind, offenbaren die blaue Dummheit. Sie verzichten auf jede künstlerische Wirkung, um dafür durch — andre Dinge die Nerven zu stechen. In der Hauptsache wenden sie sich wohl an die Skotten und alternde Lebemänner. Selbst aber bei diesem Publikum dürften sie nur mäßiges Entzücken hervorzurufen. Nicht etwa weil sie allzu schädlichen in der Wahl ihrer Mittel wären — im Gegenteil! Was irgendwie perverse Triebe entflammen kann, ist unbedingt angewandt. Nur daß eben das Talent fehlt, daß auch zu solchen Dingen nötig ist. Die geschickte Wache, die hier und da vorhanden ist, kann das nicht erlegen. So werden ver- muthlich selbst Skotten und alternde Lebemänner das Buch gähmend aus der Hand legen. Ihr Geschmaek kommt bei andern besser auf seine Rechnung, als bei Madame Jeanne Marni. Nebenbei: ob wirklich eine Dame die Schuldige ist? Vielleicht hat man den weiblichen Namen nur aufs Titelblatt gesetzt, um die Pisanterie zu erhöhen. —

Kunstgewerbe.

— **Die Herstellung künstlicher Edelsteine aus Glas.** Schon in frühen Zeiten suchte man, wie das „Polytechnische Centralblatt“ schreibt, Edelsteine auf künstliche Weise herzustellen. Seneca berichtet, daß ein gewisser Democritus emaragde fast täuschend nachgeahmt habe und Heraclitus und Theophrastus erzählten, daß in Italien zu ihren Zeiten die Verwendung des Bleigases zur Nach- ahmung künstlicher Edelsteine bekannt war. Im Mittelalter haben sich besonders die Juden mit der Herstellung der künstlichen Edel- steine befaßt. Im weiteren Verlauf der Zeiten tritt die Verwendung des Bleigases immer mehr in den Vordergrund, bis es gegen Ende des 18. Jahrhunderts dem Wiener Juwelier Joseph Strazger gelang, einen für diese Zwecke sehr geeigneten Glasfluß zu finden, welcher späterhin nach ihm auch den Namen Straz erhielt. Seiner Zusammenetzung nach bildet der Straz ein sehr bleireiches Glas, welches sich durch ein sehr hohes spezifisches Gewicht und großes Lichtbrechungsvermögen auszeichnet. Alle künstlichen Edelsteine be- sitzen in der That einen außerordentlichen Glanz, aber ein großer Nachteil, der in den Eigenschaften des Glases begründet ist, wird die meisten Steine niemals zu einer allgemeinen Verwendung kommen lassen, denn das bleireiche Glas ist zu weich, es widersteht also nicht längere Zeit der Abnutzung. Außer den Edelstein- imitationen werden auch unbrauchbare Glaspaßten her- gestellt, welche nach den Steinen bezeichnet sind, denen sie gleichen, z. B. Aventurin, Lapisstein, Chrysopeas, Türkis, Obsidian usw. In diesen Fabrikaten werden ganz besonders reine Materialien, wie sie zu den wesentlichsten Bestandteilen der Glas- massen gehören, verwendet, und man setzt denselben noch bestimmte Mengen Mennige und Borax zu. Die Rohmaterialien zur Her- stellung von künstlichen Edelsteinen sind reinste Kieselerde, und zwar in der Regel fein gemahlener Bergkristall; auch weißer Sand und Quarz, die selbst bei höherer Temperatur rein weiß bleiben, können benutzt werden. Dem künstlichen Borax giebt man den Vorzug, da der natürlich vorkommende häufig organische Substanzen enthält, die das Glas färben. Kohlenstoffes Blei- oxyd oder Mennige müssen vollständig rein sein und kein Oxidul enthalten, denn dadurch wird das Glas trüb grün- lich gefärbt. Bleiweiß und Mennige müssen sich in ver- dünnter Salpetersäure vollständig lösen, ohne einen Rückstand zu hinterlassen; die möglichst neutralisierte Lösung darf durch Blau- laugensatz nicht rot werden. Im ersteren Fall ist Zinn, im zweiten Kupfer vorhanden. Arsenige Säure und Salpeter müssen vollkommen rein sein und dienen zur Färbung der organischen Substanzen. Die Materialien ohne das färbende Oxid liefern die Ausgangsmenge zur Herstellung von künstlichen Edelsteinen, und derartige Glasflüsse bezeichnen man, wie schon bemerkt, als „Straz“.

Der Emaragd, ein Edelstein von grüner Färbung, wird durch das Einschmelzen von 1000 Teilen Straz, 8 Teilen Chromoxyd erzeugt. Auch durch Kupfer- und Eisenoxyd erhält man künstliche Emaragde aus 43,84 Gramm Bergkristall, 21,92 Gramm trockenem kohlenstoffsaurem Natron, 7,2 Gramm gebranntem und gepulvertem Borax, 7,2 Gramm Mennige, 3,65 Gramm Salpeter, 1,21 Gramm rotem Eisenoxyd und 0,8 Gramm grünem kohlenstoffsaurem Kupfer- oxyd. Echtheit ahmt man nach, indem man Bruchstücke von verschieden gefärbten Flüssigkeiten zusammenstellen läßt und während des Flusses rührt. Ein Amethyst wird auf künstlichem Wege hergestellt, indem man 300 Gramm einer Glasflotte mit 0,6 Gramm Chromoxyd ver- setzt, oder aus 300 Gramm Flotte, die 0,8 Proz. Manganoxyd enthält, 36,5 Gramm Salpeter, 15 Gramm Mennige und 15 Gramm Borax. Aber einen schönen Amethyst erhält man durch Zusammen- schmelzen von 1000 Teilen Straz, 8 Teilen Manganoxyd, 5 Teilen Kobaltoxyd und 2 Teilen Goldpurpur. In letzter Zeit verfährt man auch, sehr harte Gläser zur Edelstein-Imitation aus Thonerde und Borax mit den dazu gehörigen Färbemitteln herzustellen. —

Psychologisches.

ss. Die Wirkung der verschiedenen Farben auf die Nerven ist, einer Nachricht des „Pharmaceutical-Journal“ zufolge, durch genaue Experimente untersucht worden. Seit langem schreibt der Sprachgebrauch den verschiedenen Farben eine bestimmte Wirkung auf das Empfinden des Menschen zu, man spricht von warmen Farben, worunter man besonders Rot versteht, ferner von Blau als einer kalten Farbe, von Gelb als einer belebenden Farbe usw. Eigentlich macht jeder feinsinnigende Mensch täglich

die Beobachtung, daß die eine Farbe angenehm und die andre unangenehm auf ihn wirkt, und darin liegt ja bereits die Beeinflussung der Nerven. Der Physiologe de Parville hat nur durch zahllose Versuche festgestellt, daß das rote Ende eines Spektrums die Nerven erregt, während das entgegengesetzte Ende mit den Farben grün, blau und violett sie beruhigt. Dr. Donza geht noch weiter, indem er gewisse nervöse Krankheiten durch Anwendung bestimmter Farben zu heilen gedenkt. Schwermit behandelt er mit Rot, Wahnwitz mit Blau, nervöse Depressionen mit Violett. Jedoch wird dieser Arzt es nicht immer leicht haben, da sich eine schon nervöse Frau zweifellos dagegen sträuben wird, sich eine Farbe verschreiben zu lassen, die ihr nicht steht. Ein anderer Physiologe hat durch Anwendung von roten Lichtern ein Schwindelgefühl künstlich erzeugt und hat wiederum durch Abwechslung von roten und grünen Strahlen solche Symptome zum Verschwinden gebracht. In einer großen Fabrik für photographische Platten soll sich die Stimmung der Arbeiter wesentlich verändert haben, seit statt rotem Licht grünes zur Beleuchtung der Arbeitsräume benutzt wird. Früher sangen und unterhielten sich die Arbeiter auf das lebhafteste während der Arbeit, während sie jetzt nur in ruhiger Weise mit einander verkehren. Außer acht zu lassen ist die Hygiene der Farben bei nervösen Krankheiten jedenfalls nicht, und es mag ein richtiges Princip darin liegen, wenn in einem bekannten Kurort diejenigen Kranken, die einer Beruhigung bedürfen, stets ein Zimmer mit dunklen, namentlich violetten Farben erhalten, während man solche, die angeregt werden sollen, in einem roten Zimmer unterbringt.

Geographisches.

— Für die großen Eiszwierigkeiten bei Spizbergen in diesem Sommer liefert, nach der „Vossischen Zeitung“, die neue Reise des „Nuril“, eines Schiffes der russischen Gradmessungs-Expedition, das gestern in Tromsø eintraf, abermals einen Beweis. Wie früherzeit gemeldet worden, hatte sich zu Beginn des Sommers die Hauptabteilung der russischen Gradmessung mit den Schiffen „Vatan“ und „Kedokol II“ nach Spizbergen begeben und an verschiedenen Stellen im Storfjord, der großen Bucht zwischen der südlichen Ostküste und Staus Foreland, einige wissenschaftliche Abteilungen gelandet. Der Dampfer „Nuril“, der die Aufgabe hatte, die Verbindung zwischen Norwegen und den Russen auf Spizbergen zu unterhalten, war es bei einer halb danach angetretenen Reise weder geglückt, mit den gelandeten Abteilungen noch mit der Ueberwinterungsstation der auf Spizbergen geliebten Russen, die am Hornsund ein großes Gebäude besitzen, in Verbindung zu kommen. Vor etwa 14 Tagen trat der „Nuril“ von Tromsø aus eine neue Reise nach Spizbergen an, aber auch diese gestaltete sich wieder sehr schwierig. Das Schiff ging erst zum Eiszjord. In der Billenbai, am Ende des Eiszjords, lagen der „Vatan“ sowie das schwedische Kanonenboot „Evenshund“, das in diesem Sommer bereits eine zweite Reise nach Spizbergen gemacht hatte, um mit dem Winterquartier der schwedischen Gradmessungs-Expedition, das sich bei der Treurenbergbai, an der Nordküste, befindet, in Verbindung zu kommen. Aber alle Anstrengungen waren wieder vergeblich, und so weiß man bis zur Stunde noch nicht, wie die Ueberwinterung der Schweden an ihrer im äußersten Spizbergen besetzten Station verlaufen ist. Der „Nuril“ arbeitete sich durch das schwere Eis, das überall im Eiszjord lag, beinahe die Adventbai und ging dann zum Hornsund, den man nach 21 Stunden erreichte und wo alles wohl war. Nachdem es hier Eises halber 1 1/2 Tage gelegen, forcierte es, immer durch Eismassen, um das Südkap, die Südspitze Spizbergens, um zum Storfjord zu kommen. Am Keilhausberg, in der Nähe des Südkaps, sollte sich der „Kedokol“ befinden, doch sah man von ihm keine Spur. Inzwischen wurde das Eis so undurchdringlich, daß der „Nuril“ umkehrte und nach Tromsø fuhr, wo er gestern eintraf. Die Russen sind im Süden von Spizbergen mit ihren Gradmessungsarbeiten fertig. Gegenwärtig befinden sich noch die vorhin erwähnten Abteilungen im Storfjord, nämlich bei Whales Head, am südlichen Teil der Ostküste, und bei dem gegenüber auf Staus Foreland liegenden Whales Point, wo die Abteilungen noch sechs Wochen bleiben. Die Russen sollen eine großartige Arbeit ausgeführt haben. Im Eiszjord war während des Aufenthalts des „Nuril“ dort eine Abteilung vom „Vatan“ im Begriff, mit 18 Hundten den Eghedeninsberg zu besteigen, und 40 Matrosen des „Vatan“ brachten Proviant und Instrumente zum Nordenskiöldgletscher hinauf, wo der Weitertransport mit Hundten gleichfalls von so schwierigen Eisverhältnissen, wie sie seit langen Jahren nicht dagewesen sind. Für die Jagdtätigkeit ist das massenhafte Eis sehr hinderlich. Es wird behauptet, das die feste Kante des Polareises schon fünfzig Meilen von Tromsø liegt und den Zugang zur Väreninsel hindere. Unter solchen Verhältnissen wird es erklärlich, daß das nördlichste Norwegen in diesem Sommer einen überaus frühen Sommer hat und sich verschiedentlich Schneefälle ereignete.

Aus dem Pflanzenleben.

lk. Ein zugewachsener See. In der nächsten Nähe von Wamsee, östlich von den verschiedenen Bahndämmen, die sich dort vereinigen, liegt ein von Wald und Erdgebüsch ummütig umrahmtes Wasserbecken, der Nicolasssee. Näherst man sich im Spätherbst

oder im Frühling seinen Ufern, so gewahrt man eine ziemlich anscheinliche Wasserfläche. Im Sommer aber erkennt man den See kaum wieder, man muß die Blicke umherschweifen lassen, ehe man an einer Stelle noch etwas offenes Wasser ausblitzen sieht. Der ganze übrige Teil des Wasserpiegels hat sich in eine ebene grüne Wiese verwandelt, d. h. er ist infolge der außerordentlich sippigen Vegetation einer Wasserpflanze gewissermaßen zugewachsen und besteht nun aus zahllosen Exemplaren der sogenannten Wasserchere, die im Volk auch unter dem Namen Siggel oder Sichelkohl bekannt ist. Am bezeichnendsten ist aber jedenfalls ein anderer Name für das betreffende Gewächs: Wasserlöss, denn die äußere Ähnlichkeit mit dem Geschlecht der Lössen ist in der That sehr groß. Wie bei den Lössen, so entspringen auch bei unsrer Pflanze aus einem Punkt eine größere Anzahl rosettenförmig gestellter, dunkelgrüner Blätter, die lang und schmal zugespitzt, recht stark und stark stachelig gezähnt sind. Die Blüten sind ziemlich groß, weiß und nach dem Dreizahl-Typus gebaut; sie sind im übrigen sehr rasch vergänglich, nicht immer sichtbar und für die ganze Pflanze bei weitem nicht so charakteristisch, wie der äußere vegetative Aufbau, nach welchem die Wasserlöss in der heimischen Flora ganz einzig dasteht. Bei ihrer Vermehrung kommen die Blüten ebenfalls wenig in Betracht, vielmehr spielen die Ausläufer und Winterknospen der Pflanze dabei die größte Rolle. Sie teilt diese Eigenschaft mit andern Wasserpflanzen, z. B. mit dem verwandten Frohschilf, mit dem sie stets in Gesellschaft vorkommt und der ebenfalls größere Strecken mit seinem ganz besonders geformten runden Schwimmschwimmblättern zu besetzen vermag. — Wenn im Spätherbst die naheende Winterkälte sich bemerkbar macht, beginnt bei den schwimmenden Wasserpflanzen eine allgemeine „Flucht in die Tiefe“. Die schwimmenden Teile sterben ab, nachdem sie vorher kurze gedrängte Sprossen entwickelt haben, die dazu bestimmt sind, die Art zu erhalten. Diese Winter-sprossen sinken zu Boden, ruhen auf dem vergleichsweise warmen Schlammboden den Winter über aus, um schließlich in der wärmeren Frühjahrszeit sich zu beleben, Wurzel zu schlagen und neue Pflanzen nach der Oberfläche des Wassers zu senden. Nach diesem vorbereiteten Muster verfährt auch die Wasserlöss und damit ist auch die auffallende Erscheinung des freien Wasserpiegels vom Spätherbst bis zum Frühjahr und das allmähliche Zuwachsen des Nilossee's und mancher andern Gewässer in der übrigen Jahreszeit erklärt. Bekanntlich ist es etwas Häufiges, kleine Teiche ganz von den kleinen Schildchen der Wasserlinie überzogen zu sehen; allein diese Decke ist sehr beweglich und bietet z. B. Wasservögeln kein Hindernis, während die starren Wiesen der Wasserlöss den Wasserpiegel — einem Stachelbrautzaun nicht ganz unähnlich — für Wasservögel und auch für Menschen unliebsam absperren. Der Mensch hält sich gewöhnlich dadurch schadlos, daß er die Pflanze in großen Massen ans Ufer schleppt, um sie dann als Schweinefutter oder als guten Dünger für die Felder zu verwenden.

Humoristisches.

— „Sie“ hat gelocht. Vater: „Wer hat denn diesen Pudding zubereitet?“
 Mutter (ihre Töchter der Reihe nach ansiehend): „Ich darf's nicht sagen, die Verfasserin wünscht anonym zu bleiben!“
 — Dann kann's gehen. A.: „So, Du glaubst, das Paar paßt gut zusammen?“
 B.: „Ja, er hat genügend blaues Blut und sie — genügend blaue Scheitel!“
 — Kindermund. Onkel: „Jetzt will ich Dir einmal eine kleine Lektion in der Höflichkeit geben. Sag einmal, warum lechze ich zum Beispiel einer Dame so wenig als irgend möglich den Müden zu?“
 Hänschen: „Damit sie Deine Glase nicht sehen soll, Onkelchen.“ —
 („Weggend. Vl.“)

Notizen.

— Die Universitäts-Bibliothek ist des Erweiterungs-haus und Umzugs wegen vom 6. August bis 8. September geschlossen. —
 — In Wien führte die Berliner Secessionsbühne bei schwach besetztem Haus zum ersten Skott Hamsums „Au des Reiches Pforten“ erfolgreich auf. —
 — M. V. S. Hite, an der Station of experimental agriculture of West-Virginia, hat kürzlich eine Reihe von Versuchen gemacht, aus denen hervorgeht, daß Wasser bei sehr hohem Druck zusammendrückbar ist. Bei einem Druck von 4600 Atm auf den Quadratzentimeter vermindert sich das Volumen des Wassers um 10 Proz. seines ursprünglichen Manninhalts. —
 — Der schwedische König erhielt von Sven Hedin ein Schreiben, das am 25. Februar von Jungi Koll in der Nähe von Loh Nor im Innern Asiens abgefaßt ist. Der Forscher befindet sich in dem Briefe eine dreimonatige Fahrt längs des Finnes Parthustaria sowie eine in 20 Tagen ausgeführte Wüstenreise von 50 Kilometern. —
 — Neue Goldwäschereien sind in der Gegend von Carahue entdeckt worden, und zwar am Collico, einem Zufluß des Damas, der sich bei Carahue in den unteren Cantin ergießt. —